

# **DIE ZEIT – Leih dir einen Doktor**

Wüsthof

# DIE ZEIT

48/2004

Leih dir einen Doktor

In England vermitteln Agenturen Mediziner auf Zeit, um so den Ärztemangel zu lindern. Vorbild für Deutschland?

Von Achim Wüsthof

Schon wieder ein Neuer. Aber der Junge mit dem kahlen Kopf hat sich daran gewöhnt. Gelassen lässt er sich vom Kinderarzt Thomas Hellwig Blut abnehmen und fragt in gebrochenem Englisch, wann ihm die Chemotherapie gespritzt wird. Der Achtjährige aus den Vereinten Arabischen Emiraten leidet unter einem Lymphdrüsenkrebs und liegt seit drei Wochen im Portland Hospital in London. Fast jeden Tag blickt der Junge in neue Gesichter, denn in dieser Privatklinik im Zentrum der britischen Metropole gibt es nur wenige fest angestellte Ärzte. Die meisten sind so genannte *locum doctors*, Vertreter, die nur für eine kurze Zeit Dienst tun. Fido hat manchmal Zwist mit Perserkatzen. Illustration: Bernd Pfarr

Thomas Hellwig ist einer von fast 3.000 deutschen Medizinern, die in Großbritannien registriert sind und dort zeitweise arbeiten. Der 34-Jährige absolviert gerade seine Weiterbildung in Kinderheilkunde in Paris, doch weil er früher in England bereits gearbeitet hat, kommt er gern gelegentlich für ein paar Tage als *locum* nach London »zum Geldverdienen«, wie er sagt. Jetzt schiebt er eine 48-Stunden-Schicht für rund 30 Euro netto pro Stunde.

Immer mehr Arzt-Vermittlungsagenturen suchen Leute wie Thomas Hellwig. In Großbritannien ist bereits jetzt Realität, was im Osten Deutschlands droht: Ärztemangel. Gezielt rekrutiert deshalb das Department of Health ausländische Ärzte, vor allem aus Indien, Pakistan und Polen. Außerdem sollen die Zahl der Medizinstudienplätze erhöht und die Weiterbildung an Krankenhäusern stärker von Ausländern genutzt werden. »Wir helfen den Kandidaten, ihre Lebensläufe so zu gestalten, dass sie in England gut ankommen«, sagt Norman Niven, Geschäftsführer der vor eineinhalb Jahren gegründeten Vermittlungsagentur Charterhealth. Gerade Deutsche würden ihre persönlichen Qualitäten oder die Berufserfahrung meist sehr zurückhaltend beschreiben. In Großbritannien müsse man da aber schon etwas mehr klotzen.

Es scheint zu funktionieren: Allein in den letzten zwölf Monaten haben sich knapp 1.000 Deutsche beim General Medical Council angemeldet, das der Bundesärztekammer entspricht. Dazu braucht man eine Übersetzung der Approbationsurkunde und – sofern bereits vorhanden – des Facharztnachweises. Außerdem ist eine Jahresgebühr von 270 Pfund fällig.

Der Start in einer britischen Klinik ist für die meisten deutschen Ärzte nicht leicht. »Da sind Hunderte von Abkürzungen in der Krankenakte, und ohne deren Bedeutung zu verstehen, weiß man gar nicht, was mit dem Patienten los ist«, sagt Christian Herzmann. Der 31-jährige Arzt arbeitet für ein halbes Jahr in der Aids-Ambulanz des Royal Free Hospital in London. Und er engagiert sich in der bereits 1959 gegründeten Deutsch-Englischen Ärztevereinigung, wie auch sein Kinderarztkollege Hellwig. Die jungen Mediziner möchten Deutsche vor Fettnäpfchen bei der Arbeit im Reich der Queen bewahren und sie über die beruflichen Perspektiven informieren. Deshalb organisieren sie einmal im Jahr ein Wochenendseminar für Ärzte, die es auf die Insel zieht.

Und da geht es ganz praktisch zu. Wie befragt man zum Beispiel einen Briten nach Verdauungsproblemen? Im Kurs lernen die als zu direkt oder gar plump geltenden Krauts, dass man sich besser erkundigt, ob der Patient Schwierigkeiten habe, *to spend a penny*. Als ein Kursteilnehmer eine Schilddrüsen-Abtastuntersuchung von hinten seinem Trainer mit »*I will take you from behind*« ankündigt, ist das Gelächter groß.

An dem Seminar nehmen deutsche Medizinstudenten teil, die in Großbritannien nach der Approbation die Weiterbildung anstreben, aber auch erfahrene Fachärzte, die ihr Einkommen durch Dienste am Wochenende aufbessern wollen.

»Für junge Mediziner ist es hier sehr attraktiv, weil die Ausbildung viel strukturierter abläuft, der Umgangston erheblich höflicher ist, das Anfangsnetto Gehalt etwa 2.500 Euro beträgt und die maximale Wochenarbeitszeit bei 56 Stunden liegt«, schwärmt Christian Herzmann. Und diese Zeitbegrenzung würde auch wirklich eingehalten, denn bei Überschreitung bekommen die Ärzte einen Zuschlag von 100 Prozent. Da lohnt sich für die Kliniken der etwas teurere *locum doctor* auf jeden Fall. Die Bezeichnung kommt übrigens aus dem lateinischen *locum tenens*, was so viel wie »Platzhalter« bedeutet.

Weil sich auch in Deutschland mancherorts ein Ärztemangel bemerkbar macht, entsteht hierzulande ebenfalls ein neuer Markt für die Vermittlung von Medizinern. Zunächst allerdings hauptsächlich für Deutsche. Vor drei Jahren gründete der Anästhesist Jochen Jouaux die FachArztAgentur, um Personalengpässe in Kliniken kurzfristig zu überbrücken. Er selbst hatte in England als *locum* gearbeitet.

»Die deutschen Krankenhäuser fangen gerade an, die Vorteile des flexiblen Einsatzes externer Freiberufler zu entdecken«, sagt Jouaux. Momentan müsse er sich allerdings für ein besseres Image der Honorarvertreter einsetzen. Bislang werden sie oft als opportunistische Legionäre der Medizin gesehen, die in einer regulären Stelle nicht zurechtkommen. Dabei empfehlen einige Unternehmensberatungsfirmen ihren Einsatz immer öfter, weil die Ärzte oder auch Pflegenden nach Bedarf »gebucht« werden können und sich dadurch bis zu 20 Prozent der Personalkosten einsparen lassen. Sind etwa auf der Intensivstation alle Betten belegt, wird dringend jede Hilfe benötigt. In ruhigeren Phasen hingegen würde sich eine Mannschaft mit gleicher Stärke dort nur auf die Füße treten.

Ärzte und Pfleger können nach Bedarf gebucht werden

Um die Honorarvertreter so gut wie möglich auf den Job vorzubereiten, erstellt die FachArztAgentur häufig Mappen mit detaillierten Informationen über die Abläufe einer Station, mit Fotos der Geräte und den dort arbeitenden Menschen, vom Chefarzt bis zur Intensivschwester. Wenn es mit einem *locum doctor* nicht gut klappt, dann hapert es meist gar nicht an der beruflichen Qualifikation, sondern an Schwierigkeiten im Umgang mit der Technik oder den Menschen. Eine deutsche Allgemeinmedizinerin gab bereits nach wenigen Tagen in einer großen Versorgungspraxis in einem Vorort von London auf. Sie fluchte nur noch über das Computerprogramm und verstand die Patienten mit ihrem Slang kaum.»Viele kommen mit falschen Erwartungen hierher«, sagt Christian Herzmann. Sie seien häufig über die zum Teil sehr primitive Ausstattung der britischen Kliniken erschrocken. Es gebe leider viele Agenturen, die nur an ihren schnellen Profit durch die Vermittlung dächten und ein gewisses Coaching völlig außer Acht ließen. Für die Agenturen ist das Geschäft lukrativ, denn sie bekommen an Provision etwa ein Drittel des Verdienstes des Arztes.

Die Unterbringung ist manchmal miserabel, der Umgangston immer gut

Im Portland Hospital freut sich das Pflegepersonal, wenn Thomas Hellwig Dienst hat. »Da können wir ganz beruhigt sein, der weiß, wie hier alles läuft«, sagt eine Krankenschwester. Dass er Deutscher ist, spiele überhaupt keine Rolle. Im Gegenteil, die Deutschen haben einen guten Ruf; sie gelten als pünktlich, zuverlässig und fachlich kompetent – wenn auch manchmal als etwas humorlos. Auch Hellwig ist zufrieden.

Die Arbeitsatmosphäre sei sehr gut, nur störe es ihn, dass er kaum eine Beziehung zu seinen Patienten aufbauen kann. Oft sei er einfach »ausführendes Organ« der verantwortlichen Oberärzte. »Als ich vor kurzem die Beatmungsmaschine für einen Säugling einstellte, hatte ich eine andere Vorstellung als mein Vorgesetzter, und so etwas bereitet mir schon etwas Kopfzerbrechen.«

Hellwig macht seine Schichten schon seit einigen Monaten in jener Privatklinik, in der die Kinder des Promipaars Victoria und David Beckham auf die Welt kamen, und dort haben die Dienstärzte ein kleines Zimmer mit Bett, Tisch, Fernseher und Wasserkocher für britische Verhältnisse luxuriös. Denn in öffentlichen Häusern, so Hellwig, sei die Unterbringung häufig »katastrophal«. Doch selbst das sei gar nicht so schlimm, denn der fast immer ausgesprochen angenehme Umgangston mache so etwas wieder wett. Vielleicht hängt die Höflichkeit auch mit der Wertschätzung der Mitarbeiter allgemein zusammen. Wenn sie rar werden, müssen die Kliniken und Chefs stärker um sie werben. *Locum doctors* tragen zur Entlastung bei, gerade in Urlaubsphasen oder bei hoher Belegung. Das Modell der Honorarvertreter ist in Großbritannien bereits Normalität, in Deutschland haben viele davon noch nicht einmal gehört. Doch der Nutzen spricht sich herum.

Jochen Jouaux kann seit Anfang des Jahres mit seiner FachArztAgentur über 7.000 vermittelte Arztvertretungstage verbuchen Tendenz steigend. »Wir brauchen hierzulande immer mehr flexible Mediziner, die sich gern neuen Situationen anpassen«, sagt Jouaux. Den Ärzteeexport nach England könne sich Deutschland eigentlich gar nicht leisten.